

CHRISTIAN HUMBERG

—≡≡≡DIE≡≡≡
ZWEITE ERDE

—≡≡≡ FOLGE 3 ≡≡≡

TRÜMMER



**DRAN
BLEIBER**
▶ Deine Serien

be **BEYOND**

Da ging die Eingangstür des Bürogebäudes auf. »Mr DeFalco«, rief die Frau, die ihm entgegenkam. »Was für eine Freude!«

Sie klang alles andere als erfreut. Sadie Doyle war Mitte dreißig und ein echter Hingucker. Rotes Haar, schlanker Wuchs, modisches Auftreten. Sie trug ein Headset am Kopf – wie immer, wenn er sie persönlich traf. Und ihre Miene wirkte nicht gerade froh, gelinde gesagt.

»Sadie.« Er nickte grüßend. »Gibt es Probleme?«

»Das frage ich Sie, Sir«, erwiderte die Leiterin der Three-Rivers-Einrichtung schnippisch. »Ihr gestriger Auftritt in San Francisco ist im Netz ja das heißeste Thema überhaupt und ...«

Er winkte ab. Vergossener Milch nachzuweinen, half niemandem. Die halbe Nacht hatte er damit verbracht, sich bei einer guten Flasche Cognac die Aufnahme seines *BrainTalk*-Debakels wieder und wieder anzusehen – und die Kommentare dazu zu durchforsten. Beides hatte ihn nicht weitergebracht. Im Gegenteil, wie sein dröhnender Kopfschmerz an diesem Nachmittag bewies.

»Vergessen Sie das Netz«, sagte er. »Es ist nicht wichtig.«

Doyle zog die perfekt gezupften Brauen hoch. »Wie bitte? Haben Sie mal einen Blick auf unseren Aktienkurs geworfen? Wissen Sie, wie viele Werbepartner inzwischen ...?«

»Vergessen Sie das, Sadie!«, fiel er ihr etwas zu laut ins Wort. Er kam gerade aus der Zentrale. *Selbstverständlich* kannte er die Situation. Doch wem half es, vor ihr in die Knie zu gehen? »Deswegen bin ich nicht hier.«

Die Angestellte ließ die Schultern sinken. Tadelnd betrachtete sie ihren Boss. »Sondern?«

Normalerweise hielt DeFalco seine Mitarbeiter dazu an, einen offenen und ehrlichen Umgang zu pflegen. Nun aber störte ihn Doyles offene, ehrliche Art massiv. Schweigend ging er auf die Fabrikhallen zu.

»Sir?«, rief sie ihm streng und tadelnd wie eh und je nach. »Weswegen *sind* Sie hier?«

Er ignorierte sie. Die Sicherheits-KI der Fabrikhallen erkannte ihn sofort, und alle Türen glitten für ihn auf. DeFalco betrat ungehindert sein Allerheiligstes.

Der Anblick der diversen Bauteile, der Fertigungsanlagen und Pläne tat, was er immer tat: Er beruhigte und tröstete ihn. DeFalco atmete erleichtert aus, als er zwischen den einzelnen Stationen seiner Fabrik umherschlenderte. Er sah den Robotern beim Bau von Kryostase-Liegen zu und strich mit den Fingerkuppen über die einzelnen Platten dessen, was später einmal die Außenhülle der *Genesis* werden sollte. Er besuchte sogar das Modell der geplanten Schiffsbrücke, das im Maßstab eins zu eins in einer Nebenhalle errichtet worden war und als Referenz diente, und setzte sich auf den Sessel des Captains. Das mochte kindisch sein, aber irgendwie tat es gut.

»Sir?«, erklang Sadie Doyles Stimme neben ihm. Seit ihrem kurzen Gespräch auf dem Hof war gut eine halbe Stunde vergangen – Zeit, in der DeFalco nichts und niemandem außer ein paar Arbeitern und allerhand Technik begegnet war. Nun kehrte die Rothaarige zu ihm zurück. Sie klang besänftigt. »Sir?«

»Was wollen Sie, Sadie?«, murmelte er. »Was habe ich Ihnen getan?«

»Nichts, Sir«, antwortete sie. Sie trug ein Datenpad unter dem Arm, und ihre Miene ließ sich schwer deuten. Sie mochte gleichermaßen Anteilnahme und Herablassung ausdrücken. »Mir nicht. Aber ... Nun ja.« Damit reichte sie ihm das Pad.

Seufzend nahm DeFalco es in Empfang. Auf ein Fingertippen hin öffnete sich die Datei, die Doyle mitgebracht hatte, und auf dem Pad erschien ein Gesicht. Ein Gesicht in Rom.

»Damit haben wir nichts zu tun«, sagte der Sprecher des Heiligen Vaters. Giovanni Soprano war ein schlaksiger Bursche von vielleicht fünfunddreißig Jahren. Er hatte schwarzes, glatt zurückgegeltes Haar und einen dünnen Schnurrbart und trug einen dunklen Designeranzug. Sein Blick war äußerst streng. Der Regen prasselte laut auf den schwarzen Schirm, den sein unauffälliger Assistent schützend über ihn hielt. »Ich versichere Ihnen, dass der Vatikan – ebenso wie die Katholische Kirche generell – in keinerlei Verbindung zu Mr DeFalco und seinen absurden Plänen steht.«

Der Pulk aus Reportern, der ihn auf dem großen Platz vor dem Petersdom umzingelte, hatte zahlreiche Fragen. Hektisch versuchte jeder, seine zuerst zu stellen. Soprano lächelte wie ein Vater, der seine Brut nicht für voll nahm, und hob abwehrend die Hand. »Einer nach dem anderen, Leute«, warnte er. »Andernfalls beenden wir das hier auf der Stelle.«

»Signor Soprano«, sagte jemand aus der zweiten Reihe. »Ich muss gestehen, dass Ihre Aussage mich überrascht. Meinem Sender liegen Informationen vor, nach denen *DeFalco Enterprises* und die Kirchenführung seit Jahren in Kontakt stehen. Insbesondere die Idee einer Mission *Genesis* sei der Grund für diesen Kontakt gewesen.«

Soprano verzog keine Miene. Die Lüge kam ihm leichter über die Lippen als jede Wahrheit. »Das ist eine unverschämte Behauptung! Kein Wort davon ist wahr!«

»Aber, Signor, unsere Informanten berichten ...«

»Ihre Informanten sollten sich schämen! Und Sie sich ebenfalls. Glauben Sie wirklich, dass sich der Heilige Stuhl auf so ein sündhaftes Unterfangen einlassen würde?« Soprano sah in alle Kameras. Die Situation gehörte ihm, und er wusste es. Alle hingen an seinen Lippen. »Es ist Sünde, den Weltuntergang zu behaupten. Es ist Sünde, wenn man propagiert, die Menschheit habe den Planeten zugrunde gerichtet. Unhaltbare Sünde.«

»Aber ...«

Soprano sprach einfach weiter. Doch der Blick, den er dem Reporter zuwarf, war schärfer als jede Klinge der Inquisition. »Der Mensch ist Gottes Schöpfung. Er ist *heilig*, verstehen Sie? Nichts, was er tut, kann diese Welt vernichten, denn auch die Erde ist das Werk des Herrn.« Eine Pause. »Wer anderes behauptet, versündigt sich an der Wahrheit des Allmächtigen. Guten Tag.« Sprach's, wandte sich um und ließ die versammelte Presse der italienischen Metropole einfach stehen – buchstäblich im Regen.

Doyle nahm das Pad wieder aus DeFalcos Händen und beendete die Aufzeichnung. »Mit anderen Worten«, sagte sie, »hat der Vatikan sein Angebot soeben öffentlich zurückgezogen. *Auch* der Vatikan.«

DeFalco schloss die Augen. Galle stieg ihm in den Hals, und seine Eingeweide fühlten sich wie kaltes Mondgestein an. *Diese elenden Idioten*, dachte er.

»Wollen Sie meine Einschätzung hören?«, fuhr Doyle fort. »Die Buchhalter und Spindoktoren haben in Rom das Ruder übernommen. Diejenigen, für die allein der Gewinn

und das Image zählen. Und das sind nicht die Leute, mit denen *wir* gesprochen haben.«

»Nein, das sind sie nicht«, murmelte DeFalco.

Er öffnete die Augen, doch in Gedanken sah er die Vergangenheit vor sich Revue passieren. Den Tag in der Vatikanstadt. Die geheime Audienz beim Heiligen Vater. Monate waren seitdem vergangen, und kein Wort darüber war je an die Öffentlichkeit gedrungen – eine Bedingung, die der Papst angeblich persönlich aufgestellt hatte. Er wollte es sich wohl nicht mit Politik und Wirtschaft verscherzen, indem er öffentlich die Apokalypse verkündete und einen »Traumtänzer« wie DeFalco förderte. Doch hinter verschlossenen Türen hatte er dem Kalifornier seine Unterstützung versprochen und seinen Glauben an die Mission versichert. An die letzte Chance der Menschheit.

»Ich sage es noch einmal, Sir.« Doyle trat um den Sessel des Captains herum und vor ihren Arbeitgeber. »Ihr gestriger Auftritt im Netz hat nicht nur Ihrem Ruf geschadet. Er schadet der Mission. Ach was, er vernichtet die Mission. Rom war unser führender Sponsor. Die Geldquelle schlechthin. Die Kuttenträger in ihren uralten Kirchen haben Ihnen die Türen zu ihren Tresoren geöffnet – und in den Tresoren der Katholischen Kirche stapelt sich das Geld nach wie vor. Mit Rom waren wir so gut wie am Ziel unseres kühnen Finanzierungsplans. Aber *ohne* Rom ...«

Er nickte. Die Bedeutung dieser medialen Absage war ihm durchaus bewusst. Er brauchte niemanden, der sie für ihn interpretierte. Ächzend erhob er sich von seinem Sessel. »Wir werden andere Spender finden, Sadie.«

Sie lachte humorlos.

»Oder wir stemmen die *komplette* Summe selbst. Aus eigener Tasche.«

»Sir, das können wir nicht«, beharrte die rothaarige Frau. »Nicht mehr lange. Die Unternehmensaktien befinden sich im freien Fall. Jeden Tag platzen neue Investorendeals, ständig springen weitere Großkunden ab. Und dann ...«

»Großkunden?« DeFalco stutzte. Das war vollkommen unmöglich! »Sie meinen große Märkte? Große Händler? Unfug.« Wütend sah er sie an. »Wir sind die Trendsetter im Bereich Technik, Sadie. Der Endverbraucher *lechzt* nach unseren Produkten. Sie sind für die Verbraucher nicht nur cool geworden, sondern inzwischen fast so normal und unverzichtbar wie Sauerstoff. Also was reden Sie da? Kein Großkunde der Welt würde es riskieren, uns aus seinem Sortiment zu nehmen.«

Sie verschränkte die Arme vor der Brust. Ihre Miene sagte mehr als tausend Worte. »Aber immer weniger namhafte Händler wollen mit einem ›Narren‹ wie Ihnen assoziiert werden, Sir. Mit einem Mann, der sich vor aller Augen lächerlich macht und seinen kompletten Reichtum an ein Hirngespinst verschwendet.«

Die Wut übernahm das Ruder. Die Schmach der vergangenen Stunden und der Frust über die immer gleichen ergebnislosen Mühen hatten sich in ihm aufgestaut wie ein See aus Zorn. Und jetzt endlich brach der Damm.

»Es ist kein Hirngespinst!«, rief DeFalco. »Und ich bin vielleicht ein Idiot. Aber ich tue nur, was getan werden *muss*. Was sonst niemand tut.«

Doyle sah ihn gefasst an. Sein Ausbruch war laut gewesen – laut und hässlich. Normalerweise hatte DeFalco sich unter Kontrolle. Doch am heutigen Tag war nichts mehr normal.

»Mich brauchen Sie nicht zu überzeugen, Boss«, sagte sie nun leise. »Ich bin auf Ihrer Seite. Das war ich von Anfang an.« Sie nickte traurig. »Aber was den Rest der Welt angeht, bin ich mir nicht sicher ...«

Langsam fasste er sich wieder. Er hasste sich dafür, dass er dermaßen ausgerastet war. Das war nicht seine Art. Er zeigte nicht gern, was in ihm vorging. »Wir werden es schon schaffen, Sadie«, sagte er leise. Er sagte es zu ihr und meinte doch sich selbst. »Ohne das Geld anderer. Irgendwie schaffen wir es auch alleine, wenn wir es müssen.«

»Ihr Wort in JCs Ohr, Sir«, sagte sie. Sie nahm ihn am Arm und führte ihn aus der Halle, vorbei an sprachlos glotzenden Arbeitern und stoisch werkelnden Robotern und zurück ins Freie. »Ihr Wort in JCs Ohr.«

DeFalco stieg wieder in den Gleiter. Es gab keinen Grund für ihn, sich den Rest der Anlage anzuschauen. Er war hergekommen, um Trost, Ruhe und neuen Mut zu finden. Stattdessen fühlte er sich jetzt schlechter als vorher. Diese verfluchten, kurzsichtigen Kritiker!

Als der Gleiter abhob, um ihn zurück zur Firmenzentrale zu bringen, sah DeFalco ein letztes Mal hinunter auf seine geheimen Fertigungsanlagen und auf Sadie Doyle, die sie für ihn leitete. Die Arbeiten an der *Genesis* gingen nach wie vor voran. Noch *hatte* er das nötige Geld, um sicherzustellen, dass in Three Rivers nicht die Lichter ausgingen. Aber wie lange würde das so bleiben?

»Wir werden es schaffen«, murmelte er. Die Hallen wurden unter ihm immer kleiner, und die Ödnis der trockenen Landschaft füllte beinahe sein gesamtes Fenster aus. Er starrte auf das Gelände, das früher einmal ein prachtvoller Wald gewesen sein musste. Früher. In einer anderen Zeit. »Wir schaffen es.«

Dann schloss er die Augen und fragte sich, ob er sich glauben konnte.

Kapitel 3

Irgendwann, irgendwo

Panischer Atem. Zitternder Leib. Hieronymus »Harry« Schiller fürchtet um mehr als nur sein Leben. Um viel mehr. Eben erst – Eben? Oder doch schon vor Ewigkeiten? – ist er im felsigen Höhlenboden einer fremden Welt versunken. Hilflos, hoffnungslos.

Und nun?

Wo bin ich?, denkt er, jede Silbe blankes Entsetzen. Was passiert mit mir?

Er weiß es nicht. Gar nichts weiß er mehr, nicht mit Sicherheit.

Nur eins: dass es aufhören soll. Jetzt sofort.

Bevor es ihn in den Wahnsinn treibt.

Es war der Winter 2090 in der hessischen Provinz. Mit der Schneeschmelze war das Hochwasser zurückgekehrt. Felder und Äcker lagen unter einem endlos scheinenden Fluss begraben. Der kleine Strom in der Dorfmitte war einmal mehr über die Ufer getreten. Nichts und niemand konnte sich seiner Macht widersetzen. Der Fluss nahm sich, was immer er wollte.

»Erst die klirrende Kälte«, sagte der junge Hieronymus Schiller in das kleine Mikrofon, das auf der ebenso kleinen Kanzel stand, »dann das Wasser. Erst das eine Extrem, dann das nächste.«

Seine Handflächen waren feucht, seine Knie weich. Wenn er länger darüber nachdachte, wo er gerade stand und was er da tat, wurde ihm speiübel. Schnell verscheuchte er die Gedanken wieder und widmete sich dem vorbereiteten Text.

»Und da wundert man sich, wenn die Menschen in die Städte ziehen. Dorthin, wo die Staumauern halten. Wo die Natur leichter in ihre Schranken verwiesen werden kann als hier bei uns.« Er lachte leise ... und bitter. »Doch stimmt das? Sind die Städte sicherer? Sind die Dörfer das Problem?«

Er ließ den Blick über die Sitzreihen in der kleinen Kirche wandern. Der Gottesdienst war gut besucht, wie an jedem Sonntag. Sogar besser als sonst. Jeder schien gekommen zu sein, um Schillers großen Moment mitzuerleben. Oder sein großes Scheitern.

»Nein«, sagte er nun. »Nicht die Städte. Nicht die Dörfer. Nirgends sind wir vor der Macht der Natur geschützt, Schwestern und Brüder. erinnert euch an die Sommer, in denen